



Ulrike
Halbe-Bauer

Margarete
Steiff

»Ich gebe,
was ich kann«



BRUNNEN

Ulrike Halbe-Bauer

Margarete Steiff

»Ich gebe, was ich kann«

Biografischer Roman

 **BRUNNEN**
Verlag Giessen · Basel

*Gewidmet den Kindern des Petö-Vereins »FortSchrift Freiburg e.V.«,
die in ihren Sommerkursen das Unmögliche möglich machen
(www.bundesverband-fortschritt.de).*



5. Auflage 2014
1. Taschenbuchausgabe

© 2007 Ulrike Halbe-Bauer
www.brunnen-verlag.de
Lektorat: Eva-Maria Busch
Umschlagbild: dpa, Frankfurt
Umschlaggestaltung: Ralf Simon
Satz: DTP Brunnen
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
ISBN 978-3-7655-4217-6

Ulrike Halbe-Bauer
Margarete Steiff
„Ich gebe, was ich kann“
Biografischer Roman
176 Seiten, Taschenbuch, 12 x 18,6 cm
Erscheinungsdatum: 11.12.2013
ISBN 978-3-7655-4217-6
Bestell-Nr. 114217
EUR 8,99 (D) / SFr *13,50 / EUR 9,30 (A)
* unverbindliche Preisempfehlung des Verlags

Das Fieber

1848

Kind, was ist denn nur los mit dir?« Langsam machte die Mutter sich wirklich Sorgen. Heute Morgen hatte sie die kleine Margarete im Bett gelassen, weil sie so schlapp wirkte, gar nicht wach werden wollte und sich ein bisschen heiß anfühlte. Sollte sie schlafen und das Fieber ausschwitzen! Aber jetzt war das Kind glühend heiß. Als sie ihm die Hand auf die Stirn legte, begann es zu wimmern.

»Schscht. Ruhig, ganz ruhig. Komm, Gretle, trink.«

Nur mit Mühe konnte sie dem Kind ein wenig Tee einflößen, den sie mit Kamillenblüten gekocht hatte. Kurz darauf spuckte die Kleine alles wieder aus. Und nun fing sie an, am ganzen Körper zu zucken und mit den Zähnen zu knirschen. Dazu schwitzte sie ungeheuerlich. Sie würde dem Mädchen ein trockenes Hemd anziehen, frische Laken ins Bett legen. Und Windeln brauchte das Kind, das war nicht zu übersehen. Offensichtlich konnte es nichts bei sich behalten. Als die Mutter Margarete das Hemd abstreifen wollte, begann das Mädchen zu schreien, was in ein Wimmern überging, bei jeder Berührung aber wieder panisch anschwell.

Da meldete sich auch der kleine Friedrich fordernd in seiner Wiege. Maria Margarete Steiff wandte sich vom Bett der Tochter ab und nahm den Säugling hoch, um ihn zu stillen. Aber auch er war unruhig, spuckte die Hälfte wieder aus und schrie noch eine ganze Zeit, bis seine Mutter ihn mit in die Küche nahm, wo Pauline ihm etwas vorsang.

Am Abend war das Fieber bei Margarete noch höher gestie-

gen. Unter heftigem Gebrüll wurden ihr kalte Wadenwickel angelegt. An Schlaf war nicht zu denken.

Die Mutter lag nachts in ihrem Bett und verbot sich den Gedanken an das, was passieren könnte. Wenn die Krankheit sich ausbreitete ... Der Säugling, die beiden großen Mädchen ... Nein! Das durfte Gott ihr nicht antun. Er hatte ihr schon genug genommen. Dieses Kind musste er ihr lassen! Sie war so ein kluges Mädchen. Verstand fast alles, was man ihr sagte und plapperte ständig. Begann auch schon zu laufen. Vor drei Tagen hatte Gretle zum ersten Mal die Hand der vierjährigen Marie losgelassen und – noch ein wenig wacklig, aber mit ziemlicher Geschwindigkeit – das Zimmer durchquert, bis sie sich am Stuhl wieder festhalten konnte. Beim zweiten Mal war sie hingefallen, ziemlich hart aufgeschlagen, hatte aber nicht geheult, sondern sich nur den Kopf gerieben. Dann war sie entschlossen bis zum Stuhl gerutscht, um sich daran hochzuziehen. Und sie hatte so gestrahlt! Sollte dieses kleine Leben jetzt schon ein Ende haben? Bitte, Herr, erbarme dich! Dieses nicht!

Quälend langsam verging die Nacht. Ein paar Mal fiel Maria Margarete in einen leichten Schlaf, aus dem sie aufschreckte, wenn vom Kinderbett erneutes Stöhnen zu hören war. Den kleinen Fritz hatte sie neben sich liegen, um ihn beim leisesten Geräusch hochnehmen zu können. Der Vater brauchte schließlich seinen Schlaf.

Im Morgengrauen stand sie noch vor ihm auf, verbrannte sich die Finger, als sie den Zunder in den Herd warf – warum wollte der denn heute einfach nicht ziehen? Endlich erfasste das Feuer die Holzscheite, sie blies noch ein wenig, dann konnte sie den Mehlbrei aufsetzen, für ihren Mann Malzkaffee kochen und ihm ein Butterbrot schmieren. Murrend erschien er mit der Wasserkanne, die leer neben der Waschschüssel gestanden hatte, in der Küche. Ach ja, die hatte sie gestern Abend in der Aufregung zu füllen vergessen.

Als er sich für den Tag verabschiedete, ihr beruhigend über die Schulter strich, musste sie sich zusammennehmen, um nicht loszuheulen. Aber sie sagte nichts. Das würde nichts helfen und es ihm nur schwerer machen.

Am zweiten Tag sank das Fieber schon wieder – Gott sei Dank! Aber vorsichtshalber schickte Maria Margarete Steiff die beiden größeren Mädchen zu den Großeltern nebenan. Marie war verständig genug, auf die kleine Pauline aufzupassen, dass sie nicht in die Brenz fiel oder unter ein Fuhrwerk geriet.

Das Kind im Bettchen blieb matt. Die Mutter ging ihrer Arbeit nach, unterbrach sie aber häufig. Sie hatte einfach keine Ruhe. Immer wieder schaute sie nach den Kindern. Fritz blieb gesund. Er lag in der Wiege, schlief, trank und schrie, wenn er nass oder hungrig war.

Margarete schlief fast den ganzen Tag. Füße und Hände fühlten sich trotz dicker Wollsocken und Decken kalt an. Sie aß nur mit Mühe, behielt jedoch wieder alles bei sich. Auch der Durchfall legte sich.

Nach ein paar Tagen versuchte die Mutter das Mädchen im Bett aufzusetzen, aber es fiel kraftlos zurück. Schlaff hingen Beine und Arme an dem kleinen Körper herunter. Mit jedem Tag wurde es den Eltern unheimlicher. Margarete sah längst wieder gesund aus, ließ sich füttern, plapperte drauflos. Das konnte doch nicht mehr die Fieberschwäche sein.

»Morgen gehst du mit ihr ins Spital«, entschied der Vater.

Dort musste Maria Margarete Steiff lange auf einem kalten Flur warten, bevor sie in einen Behandlungsraum gerufen wurde. Der junge Arzt schaute bedenklich, betastete den Körper, streckte und beugte die Gliedmaßen des Kindes. Margarete bekam einen ganz roten Kopf, so sehr strengte sie sich an, Beine und Arme zu bewegen. Sie konnte diese mit seiner Unterstützung ein wenig hochziehen, aber nicht wieder strecken. Nur im linken Arm schien sie etwas mehr Kraft zu

haben, und als der Arzt ihr einen Finger vor die Hand hielt, griff sie zögerlich danach.

»Offensichtlich eine Lähmung. Immerhin, sie scheint nicht endgültig. Zumindest der linke Arm lässt sich kräftigen. Aber woher die Lähmung rührt, ob von dem Fieber oder ob sie rachitischen Ursprungs ist, das kann ich Ihnen nicht sagen.« Er zeigte der Mutter, wie sie das Kind hochziehen sollte, um die Muskeln zu stärken, die beim Sitzen halfen.

»Helfen Sie ihr ein wenig, aber sie muss sich selbst anstrengen. Merkwürdig ist allerdings, dass das Kind außer der Lähmung kerngesund scheint, sogar kräftig. Trotzdem, wir sollten es mit Lebertran versuchen.«

»Aber der ist teuer«, wagte die Mutter einzuwerfen.

»Ja, teuer ist er. Und ob der Aufwand sich lohnt ... bei einem so kleinen Kind, von dem man nicht weiß, ob es durchkommt? Haben Sie denn noch andere Kinder?«

»Drei«, antwortete sie leise.

»Na ja, dann«, lautete die Antwort. Der Arzt ließ offen, was er damit meinte.

Der Vater kaufte den Lebertran und seine Frau war ihm dankbar dafür. Er roch und schmeckte scheußlich, doch Margarete schluckte ihn tapfer. Und als ob sie die Worte des Arztes verstanden hätte, probierte sie immer wieder, mit den Händen zu greifen und die Beine anzuziehen. Sie konnte inzwischen wieder sitzen und so stellte die Mutter das Kinderstühlchen neben sich auf die Bank, während sie am Tisch Teig knetete. Margarete schaute ihr zu, wobei ihr Mund keinen Augenblick stillstand.

»Was ist das?«, fragte sie und deutete auf die Mehlschüssel.

»Eine Schüssel«, erklärte die Mutter.

»Schüs-sel«, wiederholte das Kind und patschte mit dem linken Händchen auf den Tisch. »Schüssel, Schüssel. Schüssel – und das?«

»Mehl.«

»Meel! Schüssel, Meel, Schüssel, Marie, Pauli, Mutter, Rrret.« So ging es unermüdlich, bis die Mutter die Geduld verlor.

»Jetzt bist du still! Ich kann dir nicht jedes Wort sagen. Hier, nimm den Löffel zum Lutschen.« Aber das brachte nicht den gewünschten Erfolg.

»Schtill, schtill, Löff-fell, Meel«, erklärte die Kleine bestimmt, wobei sie mit dem Löffel zu jedem Wort gegen den Topf schlug.

Mit einem unsicheren Seitenblick auf die Mutter begann Marie, die bereits beim Teigausrollen helfen durfte, zu singen. Margarete krächte gleich mit. Sie lernte die einfachen Melodien rasch und patschte den Takt dazu. Auch die Mutter sang mit.

Wenn der Vater heimkam, begann Margarete in ihrem Stühlchen zu ruckeln und streckte ihm das gesunde Ärmchen entgegen. Meistens hatte sie Erfolg. Er nahm sie hoch und lief mit ihr durch die Küche, ließ sich alle neuen Wörter aufsagen und setzte sie schließlich auf der Bank ab, sodass das Kind ein wenig hin und her rutschen konnte. Doch wenn er seine Tochter auf dem Fußboden absetzen wollte, griff die Mutter ein: »Verwöhn sie nicht. Sie wird es schwer genug im Leben haben.«

»Aber irgendwie muss sie sich bewegen. Sieh nur, wie geschickt sie den ganzen Körper mit dem gesunden Ärmchen vorwärtszieht. Das gibt ihr Kraft.«

»Auf dem Boden leben nur Tiere. Meinst du, ich kann ihr ständig neue Kleider nähen, damit sie sie auf dem Fußboden im Dreck zerreißt?« Und mit einem vorwurfsvollen Blick auf seine Stiefel fügte sie hinzu: »Jeder trampelt hier mit dreckigen Schuhen herein, an denen der Straßenkot klebt. Darin soll mein Kind nicht aufwachsen.«

»Ist schon gut, Maria. Ich will dir doch das Leben nicht noch schwerer machen.« Schuldbewusst setzte Friedrich Steiff

die kleine Margarete in ihrem Kinderstuhl ab. Wütend fing sie an zu heulen.

»Da siehst du's«, seufzte die Mutter. »Sie ist ein solcher Sturkopf. Den ganzen Tag lässt sie mir kaum Ruhe. Und ich hab doch wahrlich genug zu tun. Wie oft geb ich ihr nach, weil ich's einfach nicht mit ansehen kann. Da musst du ihr nicht noch mehr Flöhe in den Kopf setzen.«

1850

Die Mutter stand mit Margarete auf dem Arm oben an der Treppe, neben ihr Fritz, während Marie und Pauline den Wagen für die kleine Schwester unten aus der Werkstatt zogen.

»Bleib hier oben stehen und rühr dich nicht vom Fleck, Fritz«, erklärte die Mutter ihrem Jüngsten. »Ich muss erst Gretle die Treppe hinuntertragen und in den Wagen setzen. Dich hol ich gleich.«

Aber Fritz wollte nicht warten. Auf eigene Faust machte er sich daran, die enge, steile Treppe hinunterzusteigen.

»Bleib stehen, sonst brichst du dir noch den Hals! Marie, nimm den Fritz, die Gret ist grad schwer genug. Mach schon, der ist nicht zu halten.«

Marie überließ den Wagen Pauline und stürzte die Treppe hoch, schimpfte mit Fritz, fasste den Buben fest an der Hand, hob ihn aufatmend neben die Gret in den Wagen. Pauline hatte derweil den begehrten Platz am vorderen Griff des Wagens gepackt und verkündete stolz: »Ich bin der Ochse.«

»Meinetwegen, dann schieb eben ich«, meinte Marie, die merkte, wie sehr die Mutter in Eile war. Dann hatte sie für die Streitereien der Schwestern wenig Sinn.

Weit war es nicht bis zum Haus der Großeltern. Als diese

den kleinen Wagen heranrumpeln hörten, traten sie vor die Tür. Die Mutter nahm wieder Margarete auf den Arm, während Fritz allein aus dem Wagen kletterte, ins Haus lief und die Schwestern den Leiterwagen im Hof abstellten.

Auch hier bei den Großeltern war Margaretes Platz auf der Bank. Der Großvater hatte extra für sie ein Kissen dick ausgestopft, auf dem die Mutter ihre Last absetzte. Dann stand sie wieder an der Tür. »Es kann heute länger dauern«, sagte sie im Hinausgehen. »Die beiden Mädchen nehme ich mit. Es hat lange nicht geregnet, und auf dem Feld muss gehackt werden. Ich bring euch dann am Abend Bohnen.«

»Geh nur. Die beiden sind bei uns gut aufgehoben und machen uns viel Freude«, meinte der Großvater und lachte Fritz an. »Komm mit in den Hof, ich habe die Hühner noch nicht gefüttert.«

Die Großmutter hatte inzwischen eine Schüssel mit Knöpfen auf den Tisch gestellt, die Margarete vorsichtig umkippte. »Ach, meine lieben kleinen Häschen, wie schön, euch wiederzusehen«, freute sie sich. »Ihr dürft jetzt ein Weilchen in den Wald, während ich euch ein Haus baue«, sagte sie und suchte die fünf kleinen braunen Knöpfe heraus. »Im Wald könnt ihr Wurzeln suchen und süße Früchte. Was, was sagst du da, Hoppel? Du möchtest frische Möhren? Aber die wachsen nur in den Gärten, da darfst du nicht rein. Du meinst, eine ganz kleine Möhre würde niemandem auffallen? Du bist ein böser Hase, nein, das muss ich dir verbieten. Lass die Quengelei, das ist ja nicht zum Aushalten. Ich muss schaffen. Das Haus muss fertig werden. Wo sollt ihr denn bleiben, wenn es heute Abend regnet? Nun nimm deinen kleinen Bruder und stör mich nicht bei der Arbeit.«

Margarete suchte etliche weiße Knöpfe zusammen und begann sie in einem großen Viereck auszulegen. »So, hier ist der Eingang, der Flur, die Küche und am Herd ein warmes Plätzchen für euch in einer schönen Kiste.«

Inzwischen war Fritz zu ihr auf die Bank gerutscht, ließ die Hasen immer weiter in den Wald laufen. »Zappel, diese Beeren schmecken ganz wunderbar. Hier, nimm. Süß. Saftig. Aber was ist denn das? Da kommt der Fuchs!«

»Oje, habt ihr die Warnungen der Mutter nicht gehört? Das ist der große Fuchs, der will euch alle fressen. Rennt, rennt um euer Leben!« Margarete hatte den großen roten Knopf gefunden, der nun drohend auf die kleinen Hasen zulief.

Fritz schob die kleinen Hasen einen nach dem anderen auf das Haus zu. Doch das war ein weiter Weg. Die Schwester half ihm. »Lauft, lauft! Du kannst dich jetzt nicht umschaun. Aber zickzack laufen, das tun Hasen, um den Fuchs zu täuschen.«

»Er hat so eine fürchterlich große Schnauze.«

»Hoppel, du hast jetzt keine Zeit, um Angst zu haben. Du musst rennen. Da hinten ist schon das Haus. Du schaffst es!«

Alle gleichzeitig, sich schubsend, rutschten die Hasen unter großem Geschrei ins Haus.

»Sie sind gerettet! Sieh nur, wie der Fuchs draußen schimpft und tobt. Er beißt sich vor Wut sogar in den Schwanz. Und die Hasen hüpfen vor Freude. Sie müssen sich jetzt im Kreis aufstellen und tanzen. Komm, wir singen dazu.«

Brav folgte Fritz den Anweisungen der Schwester, bis die Großmutter vom Herd rief: »Jetzt hat es sich ausgetanzt. Das Mittagessen ist fertig. Ihr könnt die Teller decken.«

Mit einer raschen Bewegung schob Margarete die Knöpfe zusammen und ließ sie in das Schüsselchen plumpsen, das Fritz unter den Tischrand hielt. Dann nahm er die Teller von der Großmutter entgegen.

Spätzle und Gemüse! Das gab es auch zu Hause fast jeden Tag. Aber der Großvater kochte anschließend noch seinen Zichorienkaffee, und dazu schmierte die Großmutter den Kindern ein Butterbrot. Das gab es zu Hause nur für den Vater. Wie das schmeckte! Margarete biss vorsichtig hinein, ließ die

glatte, kühle Butter langsam am Gaumen entlanggleiten, bevor sie zu kauen begann und Brot und Butter miteinander vermischte.

»Erzählst du uns etwas von früher, Großmutter? Bitte, bitte.«

»Ja, wartet nur, ich muss mein Strickzeug noch hervorholen.« Die alte Anna Maria Hähnle setzte sich zu den beiden und erzählte von dem Gasthaus, in dem von früh bis spät die Arbeit nicht aufhörte und in dem manch seltsamer Gast einkehrte. »Einmal, es war draußen bereits dunkel, klopfte es dreimal laut an der Tür. Wir bekamen alle einen gehörigen Schreck. Die Tür öffnete sich jedoch nicht, es blieb ganz still. Wer sollte öffnen gehen? Jeder hatte eifrig etwas zu tun und schaute von seiner Arbeit nicht auf. Schließlich ...«

Während die alte Frau erzählte, blickte Margarete fasziniert auf ihre Hände. Fünf Nadeln ragten aus dem Strumpf heraus, die alle ständig in Bewegung schienen. Ganz gleichmäßig, ohne aufzuhören, ohne neu anzufangen. Die Großmutter hatte die Enkelin auch schon an das Strickzeug gewöhnen wollen, sogar Maschen für sie aufgenommen. Aber Margarete konnte mit der rechten Hand die Nadeln kaum halten. Fast alle Versuche, durch die Masche auf der linken Nadel durchzustechen, waren ihr missglückt. Einen Faden mit der Nadel zu fassen und durchzuziehen – daran war gar nicht zu denken.

»Aller Anfang ist schwer«, hatte die Großmutter tröstend gesagt. Aber sie wusste genau: Es würde ihr nie gelingen. Dagegen bei der Großmutter! Wie von selbst wuchs der Strumpf – sie musste nicht einmal hinschauen. Niemals verhedderten sich die verschiedenfarbigen Fäden, aus denen Muster entstanden, oder gar eine Schrift mit den Namen der Leute, die bei der Großmutter die Socken bestellt hatten.

Selbst die Mutter bewunderte diese Arbeit. »Kaum jemand in Giengen strickt so gleichmäßig wie die Großmutter. Und so

schnell. Wenn ihr das so gut lernt wie sie, Marie und Pauline, werdet ihr immer ein schönes Zubrot haben.«

Gerade als Fritz sich das letzte Stück von seinem Butterbrot in den Mund stopfte, öffnete sich die Tür und Tante Ursche trat herein. Die blieb wie erstarrt stehen. »Ach, die beiden werden wieder einmal mit Leckerbissen vollgestopft. Und wo sollen die herkommen? Es reicht nicht, wenn ihr die Kinder so verwöhnt, das habe ich euch schon oft gesagt. Sie sollten beizeiten lernen zu sparen.«

Die Großmutter war verstummt. Der Großvater schaute schuldbewusst. Das durfte Tante Ursche nicht!

»Immer wenn etwas gut ist, heißt es, ihr verwöhnt«, schimpfte Margarete. »Jetzt hast du die beiden ganz traurig gemacht. Sie haben uns die Brote gerne gegeben.«

Tante Ursche zog den Mantel aus, brachte ihn in den Flur. Dann setzte sie sich zu ihnen an den Tisch. »Ist schon gut, Gretle«, meinte sie versöhnlich. »Vielleicht hast du recht. Aber es herrscht große Teuerung. Da reicht das Geld hinten und vorne nicht.«

Sommertage

1855

Margarete saß an einen Baum gelehnt am Rande des Feldes, während der Nachbar und die übrigen Steiff-Kinder das Heu zusammenrechten und auf den Wagen schichteten. Ein flirrend heißer Sommertag, strahlend blau und windstill, aber die Luft bereits drückend. Ein Gewitter kündigte sich an.

Pauline, Marie und Fritz rann der Schweiß über die rotglänzenden Gesichter. Zuerst hoben sie die Heugabeln mit Kraft hoch, aber dann ermüdeten sie und die Arme bewegten sich nur zögerlich. Hin und wieder blieb eines der Kinder stehen, um tief Luft zu holen.

Jetzt fühlen sich ihre Arme an wie meine, dachte Margarete. Schwer, als zöge eine unbekannte Kraft sie dem Erdboden zu. Nachher werden sie sich großtun, über die harte Arbeit schimpfen und der Schwester erklären, wie froh sie sein könne, dort im Schatten zu liegen und ihnen zuzuschauen. Aber das war nur Gerede. Sie wussten alle genau, wie viel Margarete darum gäbe, bei der Ernte mittun zu können.

Der würzige Geruch des Heus stieg bei der Arbeit auf; es duftete nach Blumen und Wiesenkräutern, die der Sense zum Opfer gefallen waren. Alle Sehnsüchte, die das Mädchen bedrängten, steckten darin. Sie schloss die Augen, versuchte, die Kräuter vom Heu zu unterscheiden und den Duft jedes einzelnen Krautes mit dem Atem durch ihren Körper hindurchrinnen zu lassen.

Es war so wunderschön hier draußen. Am liebsten wollte sie hier liegen bleiben, tagsüber in der Hitze und abends, wenn die

Wärme nachließ und die Luft samtig wurde. Aber Onkel Esis hatte gesagt, dass sie sich beeilen müssten, da ein Unwetter aufzog. Der Gedanke schreckte sie nicht. Selbst wenn das Gewitter auf sie herunterkrachte, würde sie sich freuen. Wilde Blitze und grollende Donner ... sie fürchtete sich nicht davor, sie würde schreien vor Vergnügen über den kühl herabrauschenden Regen. Als ob ein Donner ihr etwas anhaben könnte! Aber nein! Bis zum Ausbruch des Unwetters würde sie längst wieder in der Stube sitzen. Nie durfte sie ein richtiges Abenteuer erleben ... Schade!

Sie spürte, wie ihr Tränen aus den Lidern drängten. Nachher würden die Geschwister über die Wiese zu ihr gerannt kommen, auf zerkratzten Beinen, die mühelos laufen, springen oder hüpfen konnten. Und alle Anstrengung wäre vergessen. Warum war sie nicht ein Vogel, der beim Fliegen keine Beine brauchte und sich vom Wind in den Himmel hinauftragen, im Sturzflug hinunterfallen ließ oder über die Erde dahinglitt, mühelos, nur hin und wieder mit den Flügeln schlagend. Ach, Kraft in sich zu verspüren, die trug! Nicht immer nur Müdigkeit und nutzlose Anspannung!

Wenn die Mutter ihre Gedanken hören könnte! Die würde schimpfen. Margarete hörte bereits ihre Stimme: »Siehst du, nie bist du zufrieden. Da nimmst dich Onkel Esis, der wahrlich anderes zu tun hat, mit aufs Feld – und du, anstatt dich zu freuen ... Ich hätte mir auch vieles anders gewünscht, das kannst du mir glauben.«

Mit aller Kraft biss Margarete sich auf die Zähne. Sie wollte doch nicht immer die böse Gret sein.

»He, Gretle, was hast du denn? Mir ist langweilig. Erzähl mir was, dann winde ich dir einen Kranz.« Die fünfjährige Bärbel, die von den Arbeitenden auf dem angrenzenden Feld weggeschickt worden war, stand vor ihr und hielt ihr eine Schürze voller Blumen hin.

Margarete zog die Nase hoch, damit die Tränen verschwanden, und wischte sich über das Gesicht. »Na gut. Warte mal. Kennst du die Geschichte von dem kleinen Adler, der grässliche Angst vor dem Fliegen hatte?«

Bärbel schüttelte pflichtschuldig den Kopf.

»Weißt du, die Adlerfamilie wohnte im Gebirge, auf einem hohen Felsen ...«

»So hoch wie unsere Kirchtürme?«

»Viel höher. Da hockte das Adlerjunge nun im Nest und traute sich kaum, über den Rand zu gucken. Wie tief es da hinunterging! Obwohl die Welt da unten schön aussah: Dunkelgrüne Wälder zogen sich den Berg hinunter, dazwischen erstreckten sich hellbraune Felder und grüne Wiesen, auf denen merkwürdige winzige weiße Tiere herumspazierten ...«

»Das waren Schafe. Aber die sind doch nicht winzig.«

»Von so weit oben schon. Eines Tages kam nun der Adlervater und sagte zu dem Kleinen: Du bist jetzt groß, musst in die weite Welt hinausfliegen und dir ein eigenes Nest bauen. Wir haben genug Frösche, Mäuse und anderes Getier für dich gefangen. Das reicht. – Da fing der kleine Adler an zu jammern: Ich weiß doch gar nicht, wie man fliegt. Ich werde abstürzen und dann werden die weißen Tiere mich fressen.«

»Der war wirklich dumm. Als wenn Schafe Vögel fressen!«

»Na ja, das konnte der schließlich nicht wissen. Und außerdem wollte er nur davon ablenken, dass er nicht wusste, wie man fliegt. Da führte ihm der Vater ein paar Mal vor, wie er mit den Flügeln schlagen muss, dann schubste er den Kleinen an den Rand des Nestes. Der kleine Adler weinte vor Angst. Gleich würde er in die Tiefe stürzen und fallen ... fallen ... fallen. Doch dann kniff er die Augen zusammen und sprang. Er sauste der Erde entgegen, aber er prallte nirgends auf. Hektisch begann er, mit den Flügeln zu flattern – und plötzlich trug ihn die Luft.

Er blinzelte mit dem linken Auge, dann öffnete er auch das rechte, streckte die Flügel, wurde ruhiger. Es war sehr anstrengend, die Flügel taten weh, wurden mit jedem Schlag schwerer. Aber nach und nach fand er die richtige Haltung: wenn er sich etwas vorbeugte, segelte er ruhig dahin; mit jedem Flügelschlag wurde er etwas schneller. Er lernte nach rechts zu steuern, nach links, ein wenig auf, ein wenig ab. Er hörte den hellen Pfiff der Mutter, schließlich den Vater weit unten, der schon ärgerlich war, weil der Kleine gar nicht nach Hause zurückkehren wollte. Aber ich muss mir die Erde doch genauer anschauen, rief er. Das kannst du auch morgen noch. Für heute ab ins Bett!«

»Den Rest musst du morgen erzählen. Und schönen Dank«, rief Bärbel aufspringend, denn sie hatte bereits mehrmals ihren Vater pfeifen hören, der ein anderes Stück Wiese mähte. Dafür kamen jetzt Marie, Pauline und Fritz auf Margarete zugelaufen.

»Wir sind fertig. Onkel Esis sagt, wir dürfen beim Heimfahren oben im Heu sitzen. Seine Kühe sind stark genug. Und dich kriegen wir auch hinauf.«

Tatsächlich, Marie nahm sie auf den Rücken und lud sie auf dem Wagen ab, wo der Esis sie von oben entgegennahm und hochzog, während die Geschwister von unten schoben.

»Hier, leg dich in die Mitte und halte dich an der Kette fest, die ich über das Heu gespannt habe.«

Margarete nickte, steckte die Nase ins Heu, atmete den Geruch tief ein und schaute sich um. Hoch über der Landschaft thronte sie, der Blick reichte links zum Bruckersberg und über die Wiesen rechts bis zur großen Bleiche, wo die Weber ihre Leinwände nach der Wäsche zum Aufhellen in die Sonne legten. Weiter links die Klingelmühle, gerade außerhalb der Stadtmauer, und vor ihr die beiden Türme der Stadtkirche – der eine etwas schwächiger, als hätte ihm der andere, mit einer dicken Zwiebel obendrauf, immer alles weggegessen.

Der Wagen ruckte an. Die Geschwister hatten sich inzwischen an den Seitenstangen zu ihr hochgehängt, lagen kichernd neben ihr im Heu und wurden von Onkel Esis immer wieder ermahnt, die Ladung nicht zu verrutschen. Das Gefährt holperte über die Wiese in die ausgefahrene Spur der Straße hinein und dann durchs Spital-Tor. Bei jedem Straßenloch, jedem Spurwechsel schwankte und ächzte der Wagen, sodass die Kinder tüchtig durchgeschüttelt wurden.

»Festhalten, es geht um die Kurve«, rief Onkel Esis warnend.

»Heidenei!« Sie hörten ihn fluchen, spürten, wie der Wagen nach links auswich und zu kippen begann. Wie auf einer Rutschbahn, dachte Margarete noch, bevor sie das Wasser der Brenz um sich spürte. Sie hörte das Wasser rauschen, fühlte es kalt in ihre Kleider eindringen, schließlich über ihrem Kopf zusammenschlagen.